

Anne Goebel

An südlichen Gestaden

Die italienische Riviera
der Künstler und Literaten

edition ebersbach

1. Auflage 2013

© edition ebersbach

Bozener Str. 19, 10825 Berlin

www.edition-ebersbach.de

Design, Layout und Satz: Verlag die Werkstatt, Göttingen

Vor-/Nachsatz: Zeichnung von Frank Bubenheim

Druck und Bindung: Offizin Andersen Nexö GmbH Leipzig

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86915-065-9

Inhalt

I.	Auftakt: Genua	11
II.	Das Land am Meer	25
III.	Luxe, Calme et Volupté	37
IV.	Portofino: Die Welt in einer Bucht	53
V.	Geschlossene Gesellschaften	65
VI.	Frauen an der Riviera	77
VII.	La Spezia: Geschichten und Geschichte	93
VIII.	Der Golf der Poeten	111

*„Ach Mienel! Mienel!
Eine göttliche Nacht,
unter haushohen blühenden
Oleanderbäumen – ich wollte
vor Wonne fast vergehen.“ –
Richard Wagner*


Vorwort

Virginia Woolf hat die Gegend „pink pyjama country“ genannt, das Land der rosa Schlafanzüge – wobei die Schriftstellerin wahrscheinlich an solche aus Seide dachte. Die italienische Riviera galt seit den Anfängen des Tourismus als Terrain der Betuchten und Exzentriker, als idealer Platz für ein luxuriöses Dasein unter ewig blauem Himmel. So sah zumindest das Wunschbild aus, dem man in raueren Gefilden nachhing beim Gedanken an den Küstenstreifen zwischen Mentone, an der französischen Grenze gelegen, und La Spezia. Um 1850 trafen die ersten Besucher aus dem Norden ein, oft von Adel, das Herz voller Italienschwärmerei, und bald war halb Europa infiziert von der Begeisterung für die Region Ligurien, das milde Klima, die anmutige Landschaft. Das halbmondförmige ligurische Ufer, auf Italienisch „la riviera“, wurde zum Sinnbild für Sonne, Eleganz und sorgloses Nichtstun. Von Palmen beschattete Grandhotel-Terrassen in San Remo oder Portofino, Zitronengärten, blaues Meer: Die Riviera war ein Sehnsuchtsort, lange bevor der Begriff in Mode kam.

Wer heute in das Gebiet fährt, muss sich entscheiden – genau wie die Touristen vergangener Epochen: Soll es die „Riviera di Ponente“ im Westen sein, benannt nach der untergehenden Sonne, mit breiten Sandstränden, mit Seebädern und Promenaden nach Art der mondänen Côte d’Azur? Oder die buchtenreiche „Riviera di Levante“, die den Sonnenaufgang im Titel trägt, mit ihren einst verträumten Ufern, einsamen Fischernestern? Franz Werfel gab ihr den poetischen Namen „Küste der Verschweigung“, aber das ist lange her. Und doch: Die Levante birgt immer noch Überraschungen, sie legt Fahrten, verlockt zur literarischen Spurensuche. Der Gedenkstein für Guy de Maupassant in Portofino, die Wallfahrer der Romantik im Örtchen San Terenzo, Ernest Hemingway und Peggy Guggenheim in Rapallo. Jede Episode führt zu neuen Namen, Anekdoten, und zusammen bilden sie ein Netz aus Geschichten. So ist dieses Buch entstanden – über einen Küstenstrich, der wie kaum ein zweiter Dichter und Künstler anzog. An dem sich Intellektuelle und Schwärmer niederließen, Snobs, Literaturstars, Aussteiger: Von Percy B. Shelley, der hier tragisch ertrank, über Gustave Flaubert, August von Platen und Richard Wagner bis zur Gräfin di Castiglione, Rosa Luxemburg und der unglücklichen Ehefrau Oscar Wildes. Sie alle schrieben über die Levante. Deren Gesicht hat sich verändert – schön ist sie immer noch. Und wer sich ihr literarisch nähert, die Texte der Schriftsteller und Schriftstellerinnen liest, ist sofort gefangen vom Mythos der Riviera-Sehnsucht.

La Lanterna – Genuas Leuchtturm





AUFTAKT: GENUA

*„Si la demi-nuit est belle quelque part,
c'est assurément à Gênes“ –
Honoré de Balzac*

Mit Genua beginnt jede Rivierareise, und lange Zeit war Genua so etwas wie der Beginn Italiens. Die Stadt am Meer, stolz, geschichtsträchtig, gesegnet mit milder Luft, bot alles, was die Ankömmlinge aus strengeren Gebieten suchten. Die stetig wachsende Schar der Italienfahrer in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die englischen Herrschaften, deutschen Fabrikanten, russischen Prinzessinnen, die Kunstsinnigen und Kränkelnden betraten das gelobte Land zwar weiter nördlich, im alpinen Gebirge – doch erst an der blauen Küste, im Angesicht des *Mar ligure*, feierte man das Hochgefühl der Ankunft im lieblichen Süden. Sie habe zum Kaffee „unter echten Orangenbäumen mit Orangen“ gesessen, ließ die französische Schriftstellerin George Sand 1855 mit vibrierendem Unterton einen beklagenswerten Daheimgebliebenen wissen über ihren Besuch im Caffè Concordia, einer

Genueser Institution. Der euphorische Brief ist ein schönes Beispiel dafür, wie die Riviera unmittelbar nach ihrer Entdeckung als Ferienziel um das Jahr 1850 zum irdischen Paradies verklärt wurde. Und wie sich aus dem Idealbild ein Selbstläufer entwickelte: Indem die Reiseberichte die immer gleichen Rituale, Motive beschworen und weitergaben. So reizend es ist, unter Orangen zu speisen: Ein an sich banales Vergnügen wird dann zum *Ereignis*, wenn es seinen festen Platz hat im Repertoire mediterraner Glücksmomente. Die südliche Vegetation mit Palmen und Zitrusfrüchten, das fröhliche Azur von Himmel und Wasser gehörten von Anfang an zum Vorrat der probaten Fernwehstimulanzien. Jede Nachricht in die Heimat, jede Temperatur-Depesche und jede kolorierte Landschaftsaufnahme ließ so die Riviera, das ferne Traumreich, nur noch verführerischer strahlen, sehnsuchtsvoll beseufzt im Regen von London, Berlin oder Paris. Alfred Noack, ein Fotograf aus Dresden, der ab 1860 in Genua Geld und Karriere machte als Alfredo Noack, war mit seinen wohlkomponierten Veduten hierzulande einer der eifrigsten

Lieferanten. Sein *stabilimento fotografico* im Vico del Filo N°1 empfahl sich mit Stadtansichten und gerahmten Souvenirs vom Strandhôtel, mit pittoresken Szenen sonnenbeschienener Fischerboote oder den Klöpplerinnen von Rapallo. Seine Bilder waren so schön, dass es in der deutschen Seele wehtat. „L’inventore della Riviera“ hat man ihn genannt, den Erfinder der Riviera.

Andererseits: Es brauchte nicht viel Imagination beim Entwurf der arkadischen Parallelwelt – Genua bot genügend realen Stoff. Die Geschichte der freiheitsliebenden



Blühende Agave im Garten der Villa Rosazza

Seerepublik und die Kunstschätze der mäzenatischen Kaufmannsfamilien, Sonne und säuselnde Lüfte am weit sich öffnenden Golf, all das hat Besucher seit jeher angezogen.

Um 1900, als die unweit gelegenen Badeorte zu Berühmtheiten aufstiegen wegen ihres Klimas und der landschaftlichen Schönheit, das mondäne San Remo an der Riviera di Ponente im Westen und vor allem die an der östlichen Levante wie Perlen aufgereihten Exklusivadressen Portofino, Santa Margherita Ligure, Rapallo – da war die ligurische Hafenstadt längst eine Attraktion. Die Liste der illustren Gäste, der Literaten, Maler, Komponisten scheint endlos. Von Madame de Staël bis Oscar Wilde, von Gustave Flaubert und Charles Dickens bis Rosa Luxemburg, von Herman Melville und Erika Mann bis Alfred Hitchcock: Wer nach Italien über die Westroute reiste, ließ Genua selten aus. „Alles muss noch Genua sehen!“, posaunte Richard Wagner, der nach einem Besuch 1853 regelrecht vernarrt in die Stadt gewesen ist. Hermann Hesse kam im März 1901 und griff gerührt zum Tagebuch: „Genua gab mir das erste echt italienische Bild.“



Via Garibaldi, Genua

La Superba, die Stolze: Schon der Name macht deutlich, dass Venedigs mächtige Konkurrentin im Vergleich zur *Serenissima* ein zugeknöpftes Image pflegte. Genua besaß den größten Hafen des Mittelmeers und setzte dem Glanz der adriatischen Rivalin ein herberes Erscheinungsbild entgegen – Überraschungen inklusive. Am Fuß einer baumlosen Bergkette zusammengedrängt, mochte die alte Stadt mit ihren engen Gassen zunächst einen dusteren Eindruck machen. Auch die aufragenden Anwesen der Patrizier an den Parademeilen Via Balbi und Via Garibaldi wirkten eher reserviert denn südländisch heiter. Doch hinter den Portalen taten sich säulenumstandene Höfe auf, Gärten mit Palmen und Zitrusbäumen. Der Prunk im Innern der Stadtpaläste verblüffte die Fremden, denen ein

Blick in die Wohnungen gestattet war. Entsprechende Schilderungen ziehen sich wie ein roter Faden durch die Texte der Genua-Besucher, man staunte über all das Mobiliar aus dunklen Edelhölzern, über die Kristalllüster und Deckenfresken, die Gemälde von van Dyck und Rubens an damastbespannten Wänden. Allerdings blieb es ausgewählten Gästen vorbehalten, sich ein Bild davon zu machen. Wer prominent war, wurde bereitwillig zur Privatführung durch das bescheidene Heim gebeten von den Nachfahren der steinreichen Familien Doria, Spinola oder Grimaldi. Die ganze Stadt sei praktisch ein Marmorbruch, bemerkte 1867 unnachahmlich trocken der amerikanische Schriftsteller Mark Twain. Seine lebhaften Genueser Skizzen – in mehreren Briefen und später in dem Reisebuch *The Innocents Abroad* – gerieten dem Autor ansonsten zur rasanten Eloge auf die weiblichen Bewohner. „Es mag hübschere Frauen in Europa geben, aber ich bezweifle es“, heißt es in Twains witzigem Text.

„Diese Genuesinnen sehen so bezaubernd aus. Die meisten der jungen Demoiselles sind vom Kopf bis zu den Füßen in eine weiße Wolke gehüllt (...), sie tragen nichts auf dem Kopf als einen Hauch von Schleier, der wie ein Nebel ihren Rücken hinabfällt. (...) Ich verstehe nicht, wie ein Mann von durchschnittlicher Entschlusskraft hier zu heiraten imstande ist, denn bevor er sich entschieden haben könnte, würde er sich schon in eine andere verlieben.“

Twain teilt auch immer wieder süffisante Seitenhiebe aus gegen die gewaltigen Ausmaße der gehobenen Behausungen. Seinen Landsmann Henry James irritierte elf Jahre später das Zimmer in dem Hotel Croce di Malta, einem ehemaligen Palast der Kreuzritter am Hafen. „Das größte Gebäude, das ich je betrat“, schrieb James.



Piazza Caricamento, Genua, 1906

Auch wegen seiner Lage am weiten Golfo di Genova hat „Zena“, wie es in ligurischer Mundart heißt, Künstler und Literaten begeistert. Alexandre Dumas und Zelta Fitzgerald, James Fenimore Cooper und Oskar Kokoschka: Über die Jahrhunderte durchschritten zahllose Besucher die Prachtstraßen mit unerwarteten Durchblicken zum Meer, das stinkende Labyrinth der Hafenviertel. Die meisten kamen per Schiff, und sie beeindruckte der Anblick der Stadt, die sich über der Bucht erhebt wie ein vieläugiges Gebilde aus Häusern, hängenden Gärten, feuchten Gassen. Als „Tochter der Meere“ besang der schwärmerische Franzose Alphonse de Lamartine Genua. Zur Faszination einer pulsierenden Handelsmetropole, unablässig an- und ablandende Frachter durch ihr Becken schleusend, kam noch die Fülle an Geschichte und Geschichten, von denen die des 3. August 1492 am berühmtesten wurde. Natürlich eine Heldentat per Schiff: Der Genuese Cristoforo Colombo sticht zu einer folgenreichen Entdeckungsfahrt in See. Seine prä-

gnantesten Merkmale verdankt Genua dem Meer. Den Reichtum und die Kunstschätze, seit dem Aufstieg des Stadtstaats im Mittelalter angehäuft von den Clans der *nobili*, die Himmelwärts-Architektur, die Vielfalt der Kulturen. Wer es heute besucht, kann bei allem Niedergang an vielen Stellen Zeichen früherer Größe finden. Wie nah sich hier Mensch und Wasser sind, wie dicht die Natur an urbane Strukturen heranrückt, dafür hat 1837 Stendhal ein schönes Bild gefunden. Im Stadtteil Albaro, erzählt der französische Romancier, habe er die Villa eines Marquis' besucht mit einem Garten, dessen Zitronenbäume ihre Zweige „weit hinaus beugen, und wenn der Wind eine Frucht vom Baum schüttelt, fällt sie ins Meer“.

Der Italienfreund Stendhal bedachte die ligurische Region in seinen *Erinnerungen eines Touristen* ausführlich, und über die Hauptstadt heißt es: „Genuas Reiche wohnen fast immer im dritten Stock, um das Meer sehen zu können.“ Dass begüterte Genuesen in ihren Anwesen die Obergeschosse bevorzugten, trifft wohl zu – doch liest sich das in der Formulierung des *touriste* Stendhal, als seien sie alle romantisch veranlagt gewesen in ihren Zimmern mit Meerblick. In Wahrheit ging es um freie Sicht auf Witterung, Schiffe, Ladung, kurz: um Geld. Genua lebt seit Jahrhunderten von seinem Hafen, und über das Meer kamen und kommen die guten Nachrichten oder die schlechten. Ob es im Mittelalter um Verträge mit andalusischen Weinlieferanten ging oder die Kolonien im ägäischen Kreuzfahrer-Revier, ob ligurische Dukaten die Eroberung Gran Canarias finanzierten oder die umkämpften Speditionswege für Gewürze zwischen Alter und Neuer Welt die Reichsten der Stadt noch reicher machten: Genuas Kaufleute waren so etwas wie die ersten *global player* der Handels- und Finanzwirtschaft. Sie kontrollierten keinen Dax, sondern schauten aufs Meer, was alles andere als gemütvoll gemeint war. Nach wie vielen Wochen eine Galeere oder Brigantine einlief aus Westindien oder von Kap Horn, ob sie überhaupt ankam, mit welcher Ladung: Davon hingen die Gewinne ab, und es waren immer größere Summen im Spiel. Das Meer bedeutete für die Geschäftsmänner bloße „Transportfläche“, hat der Historiker Fernand Braudel geschrieben. Garantien gab es keine. Die Angst vor vernichtenden Stürmen spricht aus den Worten des alten Fürsten Doria, der im 16. Jahrhundert das Schicksal Genuas bestimmte. „Drei sichere Häfen gibt es“, soll er gesagt haben, „Karthago, Juni und Juli.“



Hôtel Bristol

35-VIA XX SETTEMBRE

GENOVA(4)



Werbeanzeigen 1906 und 1909

Viele Generationen später brachte die Hotellerie der alten Seefahrerstadt neuen Ruhm, praktischerweise in einer Phase, als nach 1850 mit dem Ausbau der Eisenbahnnetze die Bedeutung des Handels zu Wasser bedenklich abzunehmen drohte. Mit internationalen Beziehungen kannte man sich aus, also wurden neben Tuch und Gewürzen nun eben Träume verkauft. Hôtel de Londres und Grand Hôtel Savoie, Colombia-Excelsior und Britannia, das Bristol und das Grandhôtel Miramare & de la Ville: Allein die Namen der Unterkünfte müssen die Herzen derjenigen haben höher schlagen lassen, die sich per Schlafwagen und Dampfschiff aus dem Norden aufmachten zum Sommer an der Riviera und vor allem zur fashionablen Winterkur. Von 1854 bis 1860 ließen Genuas Stadtbere mit der Stazione Piazza Principe einen strategisch nahe der großen Kais gelegenen Prunkbahnhof errichten. Und weil man gerade dabei war, wurde auch noch Platz freigeräumt für adäquate Herbergen. Zwei vollständige Klöster, ein Stadttor und ein Getreidespeicher mussten weichen, um den Hotelgürtel in dem mittelalterlichen Stadtviertel Prè hochziehen zu können. Eisenbahnstation und die umliegende „zona alberghi“ bildeten fortan eine Art luxuriöse Stadt in der Stadt für die Fremden. Mit angestammtem Kaufmannssinn für schnelle Entschlüsse und lukrativ angelegtes Geld trug die *Superba* damit einem Phänomen Rechnung, das sich mit jedem neu verlegten Kilometer Schiene unaufhaltsam Bahn brach in allen schönen Winkeln Europas: der Tourismus.

Als die Mobilität herunterdemokratisiert wurde, kutschte nicht mehr bloß der Hochadel auf klassischer Grand Tour zu den Kunststätten des Kontinents, die Lords und Ladies und auf Bildung getrimmte Jungaristokratie. Es kamen die wackeren *factory owners* Miller aus Manchester oder der Bielefelder Kommerzienrat nebst Gattin, dazu Monsieur le Sous-préfet samt kinderreichem Anhang

aus der französischen Provinz. Das versprach Geschäfte, wenn man die Herrschaften zu unterhalten wusste. Und dazu gehört, das haben die Hoteliers an den blauen Ufern von Genova bis zur Côte d'Azur als erste erkannt, ein wenig Täuschung sowie das unwiderstehliche Angebot, für ein paar Tage im Jahr aus der Rolle zu fallen. Das ist heute nicht anders, wenn Millionen Urlauber auf mallorquinischen Fincas Grundbesitzer spielen, in der Toskana Oliven klauben, sich an fernöstlichen Stränden in Blockhüttencamps verbarrikadieren: Beim Verreisen wollen wir uns Illusionen machen. Der italienische Autor Edmondo de Amicis hat das schön formuliert mit seiner Bemerkung, die ligurischen Luxusherbergen verwandelten jeden noch so mediokren Ankömmling in einen „grande Signore per cinque giorni“, einen hohen Herrn für fünf Tage. Heute muten die verschnörkelten Papierannoncen aus den Genueser Traumwerkstätten nostalgisch an, die Hinweise auf Centralheizung und hydraulischen Aufzug, die naiv gestellte Reklame für ein „reizendes Hotel beim Bahnhof, kein Eisenbahngeräusch“.



Genuas Einwohnern wird Fleiß und Ausdauer nachgesagt, das übrige Italien dichtet die misstrauisch beäugte Tüchtigkeit zuweilen in Knausern um. Sei's drum, Fortune und gedeihliche Geschäfte betrachtet man hier als natürliche Begleiter jedes ehrbaren Mannes, spätestens seit Kolumbus, einem der ihren, nicht weniger gelang als die Entdeckung einer neuen Welt – eine spanische Erfolgsgeschichte, die seine Geburtsstadt später in aller geschichtsklitternden Freiheit gern für sich beanspruchte. Insofern kann man davon ausgehen, dass der Aufstieg der Hoteliers, der *alberghieri*, zu Weltruf keine größeren Erschütterungen auslöste. Man hatte eben wieder den richtigen Riecher gehabt, die Sache ließ gute Scudi in die Schatullen strömen, recht so. Und dass eines der berühmtesten Werke der Weltliteratur mit einem Satz beginnt, in dem ihre Stadt genannt wird – ob das die Genuesser, die alten Kaufleute und Seefahrer aus der Fassung brachte? „Eh bien, mon prince, Gênes ...“, lauten die ersten Worte von Tolstois Roman *Krieg und Frieden* in feinem Französisch, und der Ausspruch wird wohl vermerkt sein in einem der zahlreichen Bücher mit schmeichelhaften Zitatschätzen über Liguriens Hauptstadt. Sie stehen ordentlich aufgereiht im Archivio storico. Eines davon heißt *La città narrata*, die erzählte Stadt: Eine schöne Umschreibung dafür, dass sich das Selbstverständnis dieses Ortes in Teilen immer schon aus dem Bild speiste, das sich andere von ihm machen.

Die Ausstattung mit Hotels aller Klassen schwemmte neben Geld ein buntes Volk in die breiten Straßen und Matrosengassen. Darunter waren nicht nur die gewöhnlichen Touristen, unterwegs zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt, sondern Suchende im weitesten Sinn. Gestrandete und Ruhelose, Liebeskranke, Pleitiers, Künstler, Grenzgänger: Dass Genua sie alle aufnahm in seinem brackig riechenden Schoß, hat mit den Jahrhunderten erprobter Toleranz zu tun im Gewirr der wuchernden Hafenviertel. „Da liegt sie am Meere, wie das gebleichte Skelett eines ausgeworfenen Riesentiers“, schrieb Heinrich Heine über Genua bei seinem Besuch 1828. „Die blauen Meereswellen bespülen es plätschernd wie ein Ammenlied, der Mond, das blasse Auge der Nacht, schaut mit Wehmut darauf hinab.“ Die seltsame Fremdheit, die diese Stadt ausstrahlt, aufgetürmt über dem Wasser, mit unbekanntem Gerüchen und Sprachen in den lichtlosen Durchgängen wie in einem maghrebischen Souk, das hat viele Autoren gefesselt. Den Tunesien-Reisenden Flaubert, der die *lanterna*, den Leuchtturm an der Mole mit einem arabischen Minarett verglich. Oder den Liedermacher Paolo Conte, der in seinem Klassiker *Genova per noi* den Hafen als erregendes Durcheinander aus fischigem Gestank, Afrika und Sehnsucht besingt.



Genuas Hafen, um 1930

Das Treibenlassen gehört zu Genua, wahrscheinlich auch, weil die Stadt ihren Besuchern kein straff organisiertes Planen aufnötigt. Es gibt keine Stätten aus der Antike, die abzuhaken wären. Sie ähnelt auch keinem Freilichtmuseum der Architektur mit aufgereihten Meisterwerken aus Romanik oder Renaissance. Die „alte Stadt ohne Altertümlichkeit“ (Heine) gibt Raum für Abwege, Erkundungen, losgelöst vom Baedeker-Diktat. Vielleicht erscheinen deshalb die Geschichten, die Genua über seine Besucher erzählt, persönlicher als anderswo. Der junge Paul Valéry durchlebte hier in der Gewitternacht des 4. Oktober 1892 eine existenzielle Krise, unter Kennern berüchtigt als „Nuit de Gênes“, in der er der Dichtung entsagte, um alles Irrationale abzustreifen. Vierzehn Jahre zuvor hatte sich Arthur Rimbaud an einem Novemberabend an Bord der *Egitto* eingeschifft, Kurs auf Alexandria, wieder unterwegs auf einer seiner rastlosen Fahrten, um das „seltsame Europa“ zu verlassen, wie der geheimnisumwitterte Poet an Mutter und Schwester aus Genua schrieb. Der Engländer Charles Dickens wagte sich in einfachen Tavernen an „real Genoese dishes“ wie Taglierini oder Salsiccia mit Feigen, in der Marmorlandschaft des Friedhofs Staglieno wurde die unglückselige Ehefrau Oscar Wildes bestattet. Zelda und F.Scott Fitzgerald entzückten 1924 die Lampion-Girlanden am luxuriösen Hotel Miramare, Hannah Arendt entkam 1933 auf der Flucht vor den Nazis aus der ligurischen Hafenstadt nach Paris. Und im Sommer 1954, als er ganz in der Nähe *Über den Dächern von Nizza* drehte, entdeckte Alfred Hitchcock im Hotel Bristol dessen berühmte elliptische Jugendstil-Treppe, eine kühn gekurvte Konstruktion mit unheimlicher Sogwirkung. Bei der

Idee zu seinem letzten Film *Vertigo* über einen Polizisten mit Höhenangst soll er das schwindelerregende Gebilde vor Augen gehabt haben.

Inzwischen ist Genuas Stern gesunken. Seit der Nachkriegszeit liegt die Stolz abseits der Trassen, auf denen die Urlauberkolonnen alljährlich durch die Wüste der Poebene geschleust werden. Dabei ahnt wahrscheinlich kaum einer der Nordländer, dass die Stadt an der Riviera eine Art Keimzelle jener Projektionen bildet, die uns noch heute stets aufs Neue über den Brenner locken, einen Ursprung all der Wünsche nach Dolcefarniente, blauem Meer, milden Temperaturen. Nach dem süßesten Leben eben für ein paar kurze Wochen. Honoré de Balzac hat 1844 eine Genueser Sommernacht am *Méditerranée* nach allen Regeln der Kunst als Inbild der Italienseligkeit heraufbeschworen:

„Wenn die Sterne funkeln, wenn des Mittelländischen Meeres Wellen heranrollen, zögernd nur, wie die Geständnisse einer Frau, die sie sich nur Wort für Wort entreißen lässt – der Augenblick, in dem balsamische Luft voller Wohlgeruch unsere Lungen und unsere Träume durchzieht, da ein Wollustgefühl sich unserer bemächtigt, wenn wir auf unseren Sesseln mit dem Löffelchen in der Hand allerlei Eis und Sorbett schlürfen, die Stadt zu unseren Füßen, schöne Frauen vor uns, – solche Stunden à la Boccaccio gibt es nur in Italien und an den Gestaden des Mittelmeers.“

„Si la demi-nuit est belle quelque part, c'est assurément à Gênes“, fährt Balzac fort. Was in etwa bedeutet, dass ein zauberhafter Abend nirgends so zauberhaft ist wie in Genua. Heute verfasst niemand mehr solche Elogen, was schade ist. Ins 21. Jahrhundert übersetzt, müsste es heißen: Genua war, lange bevor das Wort erfunden wurde, ein Sehnsuchtsort.

Genoa and the Italian Riviera



Riviera di Levante.

Rapallo, Cipressi a S. Michele



M.

FRAUEN AN DER RIVIERA

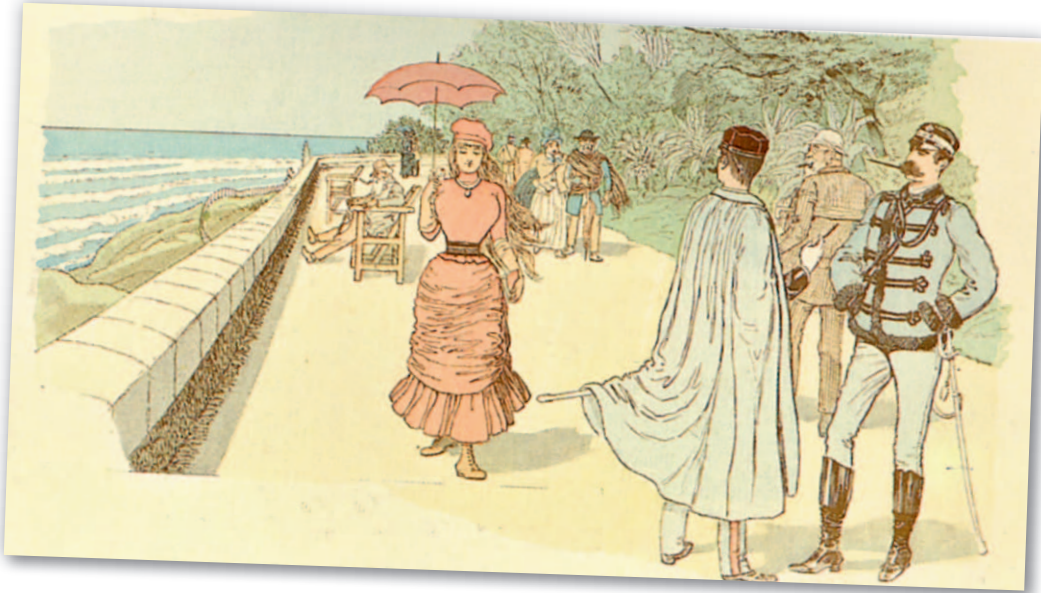
*„Mein hiesiges Nest liegt reizend
an einer kleinen Bucht“ –
Rosa Luxemburg*

Als Claude Monet 1884 nach Ligurien reiste, faszinierten den Maler die Farben, das Licht – und die Engländerinnen. An allen Ecken, notierte der Künstler amüsiert, stellten die „filles anglaises“, die englischen Fräulein jeden Alters, ihre Staffeleien auf, um mit Inbrunst zu aquarellieren. Dass Britannien die Riviera entdeckte und halb Europa infizierte mit dem Verlangen nach der blauen Küste, daran erinnern bis heute allgegenwärtige Hotelnamen wie Royal oder Splendid.

Frauen gehörten von Anfang an zu den unternehmungslustigsten Gästen von der Insel, und oft brachten sie sehr genaue Vorstellungen mit, welche Stationen ihnen attraktiv erschienen. Klassische Sehenswürdigkeiten gehörten genauso zum Routenplan wie einsame Buchten mit einer Handvoll Fischerhäuser. Es muss ein Zusammenprall zweier Welten gewesen sein, wenn vor mehr als 150 Jahren eine der vornehm blassen Ladies oder Duchesses in solchen Nestern aufkreuzte. Nach der Tour, wenn jedes Detail notiert, mit mehr oder weniger begabter Hand skizziert war, sorgten die gern großspurig vermarkteten Reisebücher in der Heimat und auf dem Kontinent für immer neue Reisewellen. Jede Dame der *upper class* musste an der Riviera gewesen sein, und der Aufbruch in den Süden wurde auch zum Sinnbild von Emanzipation, die oft ein Wunsch blieb. Zuhause warteten die eingefahrenen Rollen.

Unter den Vorreiterinnen an der ligurischen Küste ist Lady Sydney Morgan eine typische Vertreterin der Romantik. Die Verehrung der Antike kühlte ab, als schick galt nun die Faszination für Naturschauspiele und heroische Umwälzungen der Gesellschaft. Das veränderte auch den Blickwinkel beim Reisen. Lady Morgan, um 1778 in Dublin als Sydney Owenson in mittlere Verhältnisse geboren, veröffentlichte ihren europaweit verkauften Bestseller *Italy* im Jahr 1821, als sie bereits





Spaziergang in Nervi, Farblithographie nach
Zeichnung von Maurice Bonvoisin (1849-1912), 1889

eine etablierte Schriftstellerin war. Aus ihrem genauen Alter machte die von Bekannten als erstaunlich kleinwüchsig geschilderte Tochter eines Schauspielers stets ein Geheimnis. Mit mehreren Romanen, darunter der Erfolgstitel *The Wild Irish Girl*, hatte sie als irische Patriotin mit Neigung zu sozialkritischen Untertönen ebenso auf sich aufmerksam gemacht wie als süffige Erzählerin. In ihrem Italienbuch, das auf einer Rundfahrt im Jahr 1819 basiert, formt die Autorin die Gegend um Genua zur romantischen Landschaft par excellence: Felsabstürze – „dark cliffs“ –, jäh wechselndes Licht, das endlose Meer.

In der Stadt angekommen, richtet Morgan ihr Augenmerk auf die politische Situation – Genua gehörte seit dem Wiener Kongress zum Königreich Sardinien – und die Lebensverhältnisse der Bevölkerung. Sie bewundert Schmuck und Zierrat der einheimischen Frauen, tadelt – ein wenig vom erhobenen Zeigefinger ist stets spürbar – das Schicksal angeketteter Galeerensträflinge, die reaktionären Kräfte in Kirche und Staat. Besonders vehement echauffiert sich die Lady über den Lärm in der Nähe der Hotels, – „the intolerable noise of an Italian port.“ Amüsant sind die Passagen, in denen sie die gespenstisch erstarrten Interieurs der Genueser Adelspaläste karikiert mit ihrem düsteren Mobiliar, den Fliegennestern in vielarmigen Lüstern. „Eine Reihe unverrückbarer, flach gesessener, hochlehlig senkrechter Stühle war wie ein Regiment vor der Wand postiert, angeführt von einem unmöglichen Sofa, das aussah wie der Tambourmajor der Kompanie“, heißt es über ihren Besuch in einem der Anwesen. Sie habe sich dort ausnahmsweise weniger den Kunstschätzen an der Wand gewidmet, sondern mit Hausfrauen-Blick die Einrichtung inspiziert.



Lord Byron



Bildnis der Lady
Blessington, 1810

Weniger harmlos war ihre Polemik gegen Papst und Obrigkeit, besonders gegen die in Oberitalien dominierende Restauration unter dem österreichischem Staatsmann Metternich. Die offene Sympathie für die aufkeimende italienische Einheitsbewegung brachte die scharfzüngige Irin auf den Index verbotener Autoren in Kirchenstaat und Habsburgerreich. Gut möglich, dass sie das als Ehre empfand. Auf die Treue ihrer Fangemeinde konnte sie sich jedenfalls verlassen. Ihre Leser wussten auch, was von der doppelten Autorenschaft des Italienbuchs zu halten war. *Italy* firmierte zwar als Gemeinschaftswerk mit ihrem Mann, einem politisch engagierten Arzt. Aber „the novelist“ war sie, Lady Morgan.

Auch Marguerite, Countess of Blessington kutscherte wenig später in romantischer Mission gen Mittelmeer. Genuas Reichtum, seine Kunstschatze: Schön und gut, notierte die 33-Jährige im März 1823 in ihr Tagebuch, als sie sich der Stadt näherte. Doch ihre gespannte Erwartung galt nur einem: Lord Byron. Der Star der jungen Literaturbewegung mit Hang zum Dramatischen huldigte den freiheitlichen Idealen der Epoche nicht nur in seinen Werken, sondern verkörperte sie auch mit seinem rastlosen Leben. In Genua blieb Byron vorübergehend hängen, gefiel sich aber in der harschen Zurückweisung von Besuchern, die ihm nichtssagend erschienen. Lady Blessington, mit Schwester und Gatte im Trio unterwegs und von Zeitgenossen als außergewöhnliche Schönheit gepriesen, bangte in ihren Notizen um das Zustandekommen der Audienz. Doch der finstere Lord empfing das Ehepaar, und zwar mit enttäuschender Liebenswürdigkeit. Die irische Komtess hatte ihr „beau ideal“ im Tagebuch als flackernden Unhold imaginiert, doch



Genua, 1912

ganz so aufregend wurde es nicht. Byron seinerseits schrieb einem Freund nach der Begegnung in Genua: „Miladi seems highly literary“, die Besucherin besitze literarische Bildung, und er ergänzte nach dem Lob innerer Werte: „She is also very pretty“. Der Dichter bewohnte damals eine hoch gelegene Villa im Viertel Albaro, die Blessingtons bezogen für vier Monate Quartier im Hôtel de la Ville am Hafen. Unter Genuas Stadtführern, die Besucher zu den Stätten berühmter Gäste geleiten, wird gern eine ligurische Tändelei zwischen Lord Byron und der reizenden Miladi angedeutet. Belege dafür sind keine bekannt, vielleicht bessert eine pikante Facette einfach das Trinkgeld auf.

Amouröse Verwicklung oder nicht, die Monate in Genua begründeten eine langjährige Freundschaft der beiden, über die Marguerite das literarische London mit einem gehässig angefochtenen Insiderbuch in Kenntnis setzte, den *Conversations with Lord Byron*, von 1834. Was ihr 1839 veröffentlichtes Reisejournal *Idlers in Italy* betrifft, so enthält es Grundelemente, die auch im 21. Jahrhundert die alljährlichen Erwartungen von Millionen Italienurlaubern überraschend genau auf den Punkt bringen: reizvolle Landschaft, authentische Atmosphäre, schönes Wetter. Lady Blessington arrangiert das Land ihrer Träume in jedem Kapitel aufs Neue zu einer wärmedurchfluteten Komposition aus Licht, wilder Brandung, stil-



George Sand, 1865

len Buchten. „Wir betrachteten die Sonne, die in ihrem Meeresbett versank, während ihre letzten Strahlen die Wellen färbten.“ Der hemmungslos schönfrisierte Bericht ihrer sentimental Expedition strotzt vor solchen und ähnlichen Seufzern, hinter jeder Wegbiegung warten neue Superlative, „magical“ ist ein Lieblingswort. Steht der Sinn nach Urwüchsigem, werden während der Rundtour abgelegene Spelunken angesteuert, wo die feine Nase des Fräuleins „odours of garlic“, kräftige Knoblauchnoten wittert. Wobei die schöne Marguerite in gewissen Details durchaus unflexibel war. Komfort musste sein, auch fern der

Insel. Ihr schaukelnder Zug aus drei doppelt gefederten Kutschen mit Bibliothek, Toilette sowie sechs Dienern, Koch eingeschlossen, erregte einiges Aufsehen. Man nannte ihn „The Blessington Circus“.

Neben einer Berühmtheit wie George Sand, die mit ihrem Gefährten Frederic Chopin 1839 einträchtige Tage in Genua verbrachte nach desaströs verregnetem Winter auf Mallorca, gehört auch Louise Colet zu den schreibenden Frauen an der Riviera. Die Französin, Muse und Geliebte großer Kollegen wie Flaubert und de Musset, kam während ihrer 1859 begonnenen Italienreise mehrmals in die ligurische Hauptstadt. Ihr mehrbändiges Werk *L'Italie des Italiens* ist in erster Linie als Plädoyer für die Einheits- und Freiheitsbewegung des *Risorgimento* zu verstehen. Folgerichtig schildert sie die Stadt als ein einziges Lager selbstloser Patrioten, bereit, für die große Sache ihr Leben zu geben. Die Colet, offene Sympathisantin der Pariser Kommune von 1848, stieg im komfortablen Hôtel Feder ab und zeigte sich durchaus empfänglich für den Zauber eines Spaziergangs unter Orangen und Kamelien. Aber ihre wahre Begeisterung galt dem „libérateur“ Giuseppe Garibaldi und seinen ligurischen Mitstreitern, die sie zu Helden verklärte. Das Fazit: Nur im Golf von Genua gebe es diese „schönen Abende, an denen sich das Fest der Natur zu dem der Freiheit fügt“. Darin steckt noch einmal das ganze Pathos der Romantik. Louise Colets Landsmann de Lamartine hat derlei Überschwang lakonisch kommentiert. „Le spectacle est dans le spectateur“, frei übersetzt: Jeder sieht, was er sehen will.



Der verwundete Garibaldi erreicht La Spezia, 1862

Solange Exkursionen in die Fremde einer Elite vorbehalten waren, galten die Heimkehrer zuhause fast automatisch als Koryphäen für das jeweilige Land. Man verschlang die Bücher der Pionierinnen, lauschte den Worten der weltläufigen Herrschaften, eine schmeichelhafte Position. Doch mit der Deutungshoheit war es vorbei, als das Reisen demokratisch wurde. Durch die Verbreitung der Eisenbahn konnten sich auf einmal breitere Bevölkerungskreise selbst weitere Ausflüge leisten. Die *Westminster Review* musste ein irritierendes „Gemisch aller Klassen“ feststellen an Italiens einst erheben menschenleeren Besichtigungsstätten. Dichter wie William Wordsworth sahen in Schienen das Symbol einer „gefährlichen Tendenz der Gleichheit“. Es half aber nichts, die Mittelklasse setzte sich in Bewegung.

Eine Weitgereiste, die zwischen alter und neuer Zeit an die Levante kam, war die Rumänin Elena Ghica. Zum ersten Mal hielt sich die Schriftstellerin 1870 an der Riviera auf, danach verbrachte die Tochter eines wohlhabenden Bukarester Fürsten mit albanischen Wurzeln über zehn Jahre hinweg jeden Sommer in Rapallo. Sie blieb immer bis in den Oktober und gehörte in der Frühzeit des Fremdenverkehrs zu den markanten Figuren des erwachenden Fischerorts, der sich gerade zu einem touristischen Zentrum entwickelte. Als entferntes Mitglied der rumänischen Herrscherfamilie hatte Ghica in Dresden, Wien, Venedig und Berlin literari-

Englisches Fräulein mit Fernglas



sche Studien betrieben und fristete nach der Vermählung mit einem russischen Grafen ein trübes Dasein in Sankt Petersburg, wo sie die Atmosphäre als bigott und nationalistisch empfand. Offenbar in Übereinkunft mit ihrem Ehemann kehrte sie dem Osten 1855 den Rücken und durchreiste fortan als Autorin mit dem graziösen Pseudonym Dora d'Istria die Länder Europas und Nordamerika. Sie bestieg als erste Frau den 4000er-Gipfel Mönch in der Schweiz, ergriff in ihren auf Französisch verfassten Büchern wie *Les femmes en Orient* (1859) Partei für die Gleichberechtigung und legte Wert auf forsches Auftreten: Immerhin hatte sie schon mit 15, so ging das Gerücht, die *Ilias* ins Deutsche übersetzt – die schillernde Rolle der Hochbegabten aus dem entlegenen Balkan wollte gepflegt sein.



Dora d' Istria (Elena Ghica)

Im provinziellen Rapallo erregten die Besuche der allein reisenden Literatin einiges Aufsehen. Zwar kam die neue Ära des Tourismus mit Macht, und mit ihr tauchten die absonderlichsten Herrschaften in den Gassen und am Hafen auf. 1860 wurde die Eisenbahnlinie von der französischen Grenze nach La Spezia eröffnet, in Rapallo stoppte der erste Zug am 31. Oktober 1868. Aus einem alten Palazzo ward da in Windeseile das Gran Hôtel d'Europa – im Besitz eines Mailänders von erstaunlicher Wandlungsfähigkeit, eben noch Aufständischer gegen die Habsburger, nun Hotellerie-Pionier an der aufblühenden Riviera. Die als eigenwillig geltende Madame Dora scheint nichts von der neuen Mode der Grandhotels gehalten zu haben und mietete sich stets im Anwesen der örtlichen Notarswitwe ein. „La principessa russa“, die russische Prinzessin hätten sie Dora als Kinder genannt, erinnert sich 1909 ein Lokalhistoriker in einem Beitrag für die Zeitschrift *Il Mare* und zeichnet darin das bizarre Bild einer furchtlosen Winterschwimmerin, die sich in die eisigen Fluten stürzt und ihre herben Züge hinter langen blauen Schleiern verbirgt: Wohl eher ein Beweis dafür, wie sehr das ungewohnte Erscheinen von Fremden im Städtchen die Phantasie der Einheimischen beschäftigte. Jedenfalls blieb Dora in Wahrheit, das bezeugen ihre Aufzeichnungen, nie bis in den Winter. Richtig ist, dass sie begeisterte Badende war, sie hatte sich am Strand eine eigene Hütte mit wasserabweisendem Stoffbezug anfertigen lassen.



Promenade am Meer in Rapallo, 1934

Und von dieser Begeisterung handeln auch die beiden schmalen Bände, mit denen sie dem Ligurientourismus einen weiteren Schub versetzte: Ihre Schriften über die Heilkräfte regelmäßiger Meerbäder in Pegli und Rapallo, zusammengefasst unter dem Titel *I bagni di mare della Liguria*, finden Ende der 1870er-Jahre rasche Verbreitung. „In Rapallo ist der Herbst ein Bruder des Frühlings“, jubelt darin die athletische Prinzessin, die sich wegen ihres Engagements für die Sache der Frauen gerne als „Mary Shelley des Ostens“ bezeichnen ließ. Ganz die Gelehrte, als die sie sich sah, klärt sie ihre Leser unter großzügigem Einstreuen weltläufiger Selbstzeugnisse – „Als ich 1860 aus Griechenland zurückkehrte ...“ – über botanische und meteorologische Merkmale der Region auf. Die mediterrane Flora der Pinien und Oliven, das Knospen junger Triebe an Orangen- und Zitronenbäumen mitten im Oktober: Am Ende überwiegt bei aller Naturkunde das schiere Entzücken darüber, dass die Strandsaison und die warmen Tage mit Beginn des Herbstes noch lange nicht zu Ende sind an Rapallos gesegneten Ufern. Die Kälte der russischen Winter, ein vielbeklagtes Missvergnügen der jungvermählten Elena, muss ihr zeit- lebens tief in den Knochen gesteckt haben:

„Wer je das Ende des September, den Monat Oktober – ganz zu schweigen vom November, den die Bretonen ‚schwarzen Monat‘ nennen – im Norden unseres Kontinents verbracht hat, weiß nur zu gut, dass die erste Hälfte des Herbstes nichts anderes ist als eine Vorwarnung des Winters, und die zweite Hälfte ihm vollständig gleicht.“

Ganz anders Ligurien mit den milden Lüftchen, strahlenden Farben und einem Himmel, an dem nach gewaltigen Regengüssen zuverlässig das ersehnte Blau erscheint. Dora d'Istrias Riviera-Titel gehören zu den frühen Exemplaren einer neuen Reiseliteratur, die nicht mehr nur die kulturellen Eliten im Blick hat, sondern mit Fokus auf Klima, Leibesertüchtigung und Freizeit den aufkommenden Erholungsferien breiterer Schichten gerecht wird. Wobei sie selbst den jährlich zunehmenden Trubel an einst verträumten Buchten gewiss mit gemischten Gefühlen gesehen hätte. Die letzten Jahre bis zu ihrem Tod im November 1888 verbrachte die Schriftstellerin zunehmend isoliert in ihrem Haus in Florenz mit weitläufigem Garten samt Chalet à la suisse und ligurischer Palme. Trotz ihres Rückzugs aus der Öffentlichkeit blieb sie im Gerede in der erzkatholischen Wahlheimat: Als sie für ihren Hund Brahma, benannt nach einer hinduistischen Gottheit, einen aufwändigen Grabstein in Auftrag gab. Und als ihr Testament offenbarte, sie selbst wünsche eine Feuerbestattung – damals ein Skandal, doch man gewährte der exzentrischen Principessa den letzten Willen.

Als Touristin nach heutigem Verständnis verbrachte Rosa Luxemburg einige Wochen an der Riviera: auf der Suche nach Sonne, Meer, Zerstreuung. Ihre Briefe vom Frühsommer 1909, offenkundig in blendender Urlaubslaune verfasst, zeigen die Sozialistin zunächst beim Durchstreifen der engen Gassen Genuas, wo sie sich über den „Hafenwirrwarr“ amüsiert, über die Tricks gewiefter Kellner im Café und die abendliche Kundschaft der Friseursalons, wo „ein flinker schwarzäugiger Jüngling ihnen mit



Ponte di Carignano, Genua

nicht ganz weißen Fingern um die Visage herumtanzt“. Auch ein bis heute gängiges Italien-Klischee fehlt nicht: Die malerisch aufgespannte Wäsche, „so daß bei jedem Zephyrhauch überall Hemden, Gätjen, löcherige Strümpfe und dergleichen Frühlingsgegenstände flattern und klatschen“. Über alledem, schreibt die 38-Jährige an Luise Kautsky, „lacht natürlich ein ewig blauer Himmel“. Besonders unterhaltsam liest sich ihre Schilderung einer Zugreise entlang der Levante, dem einen oder anderen bahnfahrenden Italiennentouristen von heute mag manches daran vage bekannt vorkommen:

„Schließlich gehen und kommen die Züge mit einer normalen Verspätung von ein bis zwei Stunden, und wenn ein naiver Indogermane aus dem Norden Europas in Schweiß gebadet im letzten Moment (nach dem orario) ins Coupé springt, so hat er dann reichlich Zeit, sich abzukühlen und zu beruhigen; nach Verlauf einer halben Stunde nämlich ruft der Schaffner erst mit sonorer Stimme ‚Partenza!‘, um darauf zusammen mit dem Lokomotivführer im Buffet zu verschwinden; nach einer weiteren halben Stunde erscheinen beide sichtlich erfrischt und in guter Stimmung auf dem Perron, und der Zug setzt sich dann allmählich wirklich in Bewegung.“

Beim Umzug in ein Quartier direkt an der Küste beweist Rosa Luxemburg Geschmack. Klassische Kurorte seien ihr ein „Greuel“, sie entscheidet sich für Levanto. Die kleine Stadt mit schöner Kirche hat bis heute viel Charme bewahrt, zumindest in der Nebensaison ziehen die nahen Cinque terre die größten Besucherströme ab. Zu Luxemburgs Zeiten war Levanto ein „winziges Nest“ und „in der weiten Welt unbekannt – Gott sei Dank“. Davon kann zwar heute wahrhaftig nicht mehr die Rede sein, doch das klassizistische Gebäude mit pastellfarbenen Fensterläden an der Piazza Staglieno, in dem früher das erste Hotel am Ort untergebracht war, existiert noch. Hier kann man sich mit etwas Phantasie zurückversetzen in die Epoche, von der die Besucherin aus Berlin erzählt: Ihre beschaulich ruhigen Sommertage mit dem „tragischen Knarren einer Mauleselstimme“, den unermüdlich schwatzenden Männern auf der Piazza bis zum allabendlichen „Eis für 10 Centesimo in einer kleinen Waffeltüte“, der *gelatiere* an seinem Karren umringt von Kindern. In einer lebendigen Schilderung skizziert die Autorin die örtlichen Honoratioren mit ein paar treffenden Sätzen, man sieht die Runde förmlich vor sich:

„Geistig ragen sichtlich über der Gesellschaft zwei Personen hervor: der Postbeamte, ein dicker, runder, schwarzblühender Jüngling, der in seinen weißen Schuhen und keck aufgesetztem Garibaldihut in außerdienstlichen Stunden das Haupt und Idol der hiesigen *Jeunesse dorée* ist; abends, umstanden von Freunden, spricht er Witze, die ich nicht verstehe, und verbreitet um sich Frohsinn und – wie ich fürchte – etwas Freigeist und Zynismus. Ganz anders ist der Apotheker, der zwar auch noch im besten Alter, aber blaß, finster, in seinem Laden immer ein paar ernstere Herren und auch den Herrn *Abate* hat, die in Hüten sitzen und Politik treiben.“

Der Text fährt munter fort mit der Szene einer sonntäglichen Prozession, die Verfasserin vergisst natürlich nicht den Hinweis auf die „Riesenplakate der Sozialdemokratie zum 1. Mai“, und zum Schluss hält der schöne Brief an die Freunde in Deutschland noch eine Warnung bereit: Nicht nur, dass in Levanto die Frösche lärmender quaken als anderswo und die Kirchenglocken jede Viertelstunde ein helles Bimmeln in den Frühsommerhimmel schicken – vergesst nicht, schreibt Rosa, wenn ihr nach Italien geht, „eine Schachtel Insektenpulver mitzunehmen. Sonst ist es herrlich.“



Boccadasse bei Genua

Nur wenige Jahre später zieht diskrete Eleganz ein in Levante, aus Anlass einer Romanze. Giovanni Agnelli, Gründer der Turiner Fiat-Werke, lässt um 1920 hoch über der Bucht ein prachtvolles Anwesen errichten in dem Badeort, an dem er seine Frau kennenlernte. Die Familie der Admiralstochter Clara, die Bosellis, nennt ebenfalls ein repräsentatives Sommerhaus mit Meerblick ihr Eigen, weitere Villen folgen. Auch der Duce machte hier einmal Ferien, 1922. Man erzählt sich, das Foto von Mussolini, das damals am Strand geschossen wurde, habe später die Zensur kassiert. Es war nicht heroisch genug geraten.

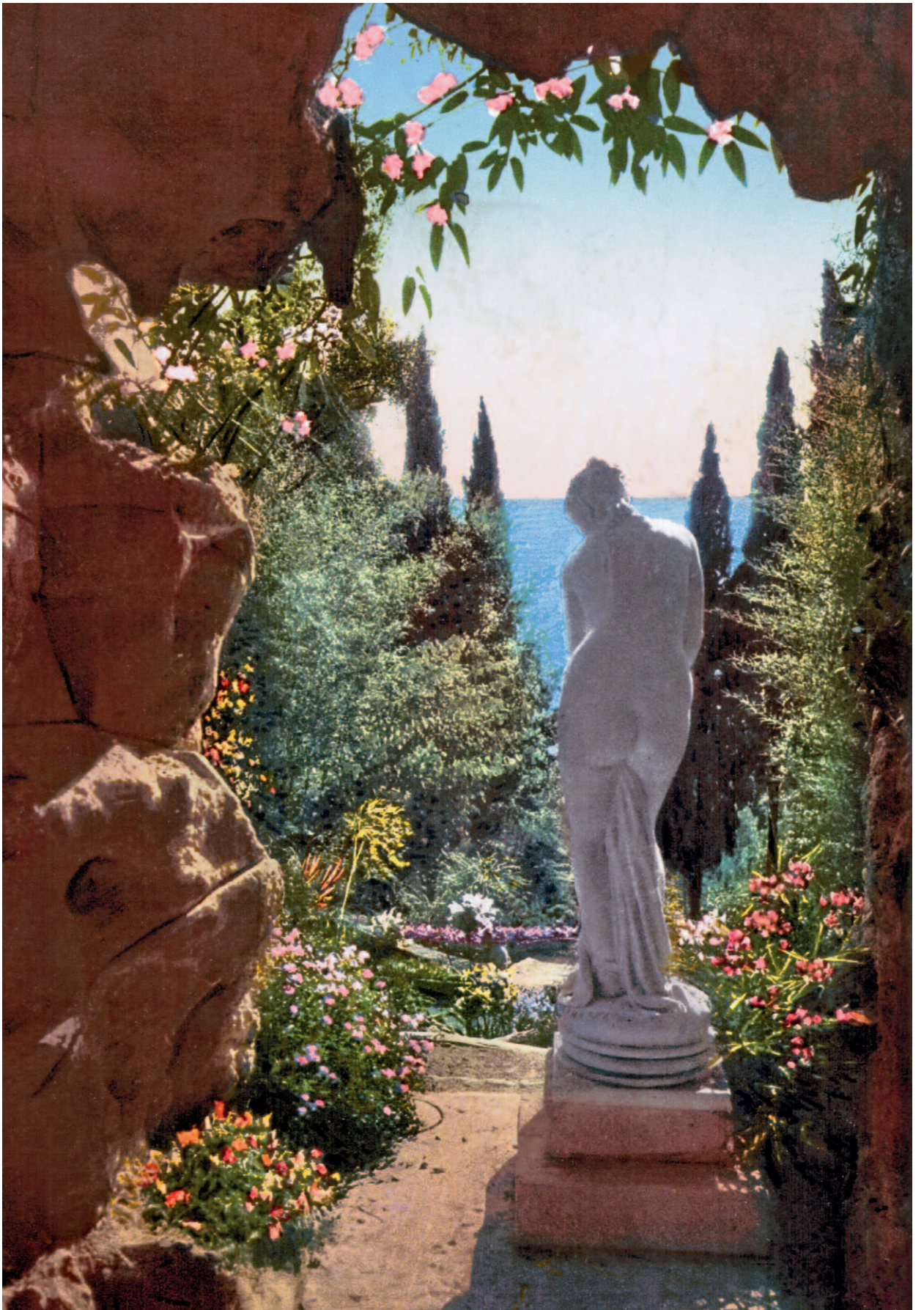
Als Fall einer traurigen Rivierageschichte sei schließlich Constance Mary Lloyd erwähnt, die im April 1898 einsam und unglücklich bei Genua starb. Die Ehefrau von Oscar Wilde hatte den Dichter 1884 in London geheiratet, eine schöne 25-Jährige, Tochter eines Anwalts und einer vermögenden Irin. Als ihr Mann 1895 wegen seiner Homosexualität zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt wird, flieht die Journalistin und Kinderbuchautorin vor dem Skandal mit den Söhnen Cyril und Vyvan außer Landes. Sie hält lange und mutig zu Wilde, allen schlimmen Anfeindungen zum Trotz und oft gegen ihre eigenen Gefühle von Schmerz und Wut. Ruhelose

Monate folgen, nur auf wenige Vertraute ist Verlass, dazu kommt die andauernde Untreue ihres vorübergehend reumütigen, stets finanziell klammen Gatten. Dass Wilde sie in Briefen mit Geldforderungen bedrängt, verletzt sie. Die Söhne gibt sie, überfordert von einer immer angespannteren Situation, in die Obhut von Internaten. Constance Lloyd irrlichert durch Italien, pendelt zwischen Neapel und der angemieteten Villa Elvira in Ligurien und stirbt nach einer Operation an der Wirbelsäule mit 39 Jahren in Bogliasco. Bei einem Sturz, noch in der gemeinsamen Familienwohnung im Londoner Stadtteil Chelsea, hatte sie sich am Rücken verletzt. Kurz vor dem Eingriff schreibt sie ihrem Sohn Vyvyan: „Versuche, nicht zu hart gegen deinen Vater zu sein. Denke daran, er ist dein Vater und er liebt dich. Was immer er getan hat, er hat bitter dafür gelitten.“

Constance Lloyd wird auf dem Friedhof Staglieno in Genua beigesetzt, berühmt für seine monumentalen Denkmäler aus Marmor. Das Grab mit schlichtem Steinkreuz der „Constance Mary – daughter of Horace Lloyd“ wird erst 1963 als bedeutsam gekennzeichnet, seither trägt die Inschrift den Zusatz „Wife of Oscar Wilde“. Der Schriftsteller besucht den Friedhof einmal, im Frühjahr 1899, mit einem Strauß Blumen. „Ich war tief bewegt“, schreibt er einem Freund, „auch von dem Gefühl der Sinnlosigkeit aller Reue. Nichts hätte anders sein können, und das Leben ist etwas Schreckliches.“



Constance Mary Lloyd, Ehefrau von Oscar Wilde, mit ihrem Sohn Cyril



VIII. DER GOLF DER POETEN

*„Wir segeln durch diese reizende Bucht,
in der abendlichen Brise unter einem
sommerlichen Mond“ – Percy B. Shelley*

Ein Film über diese Bucht müsste in Breitwand gezeigt werden, und die Geschichte gliche einem farbigen Mosaik aus Epochen, amourösen Verwicklungen. Die Mitwirkenden: Ein Schiff, das zu schnell ist, ein verliebter Dichter, zwei wartende Frauen am Meer. Ein verrückter Engländer, der nachts über den Strand tanzt, ein melancholischer Amerikaner und ein deutscher Großkomponist; ein einsames Klavier im Sand, ein erotischer Skandalfilm. Außerdem Sonne, Wellenrauschen und ein fatales Gewitter.

Die Liste ließe sich beliebig ergänzen, um einen mildtätigen Diamantenhändler, einen schreibenden Seemann mit sagenhaft schönen Töchtern – der „Golf der Poeten“ erscheint unerschöpflich. Die Bucht von Lerici nahe La Spezia hat unzählige Besucher gesehen im Lauf der Jahrhunderte, und weil so viele von ihnen Schriftsteller waren und berühmt dazu, hat jemand den Küstenstrich *Golfo dei Poeti* genannt. 1919 war das, und den Einfall hatte natürlich einer, der ebenfalls schrieb: der italienische Dramatiker Sem Benelli. Er war damals fast so etwas wie ein Weltstar der Szene nach dem Erfolg seines saftigen Renaissancestücks *La cena delle beffe* (Das Mahl der Narren) im eigenen Land, in Paris und am Broadway. Benelli liebte das Leben der Reichen, war oft Gast im Türmchen einer Villa hoch über Lerici, und mit dem Begriff vom Gestade der Dichter setzte der Sohn eines armen Handwerkers in aller Ergriffenheit seinen Vorgängern ein Denkmal – und sich selbst. Die Italiener lieben ihn bis heute, trotz seiner Bewunderung für den frühen Mussolini. Vielleicht auch wegen der Schauspielerin Clara Calamai, die 1941 in der Skandalverfilmung seines Stücks den ersten entblößten Busen in der Geschichte des italienischen Kinos zeigte.

Begonnen hatte alles erhabener, sogar in der höchsten Dichterklasse, mit Percy B. Shelley. Wer in der Gegend von Lerici unterwegs ist, begegnet dem Namen des Engländer auf Schritt und Tritt. Der romantische Dichter par excellence, zu Lebzeiten bewundert und als jung gestorbenes Genie betrauert, verbrachte hier die letzten Wochen seines Lebens. Auf der italienischen Reise gemeinsam mit seiner Frau Mary, seit ihrem Frankenstein-Roman von 1818 eine Berühmtheit, ging Shelley im Frühjahr 1822 in der „göttlichen Bucht“ an Land. Und er kam nicht alleine. Das Literatenduo mit Sohn, ein befreundetes Paar, Shelleys geistesverwandter Dauerrivale Lord Byron: Sie waren eine ganze Künstlertruppe italienseliger Zugvögel von der Insel, und man hielt stets Ausschau nach neuen Stationen. Für das Ehepaar Mary und Percy sollte es diesmal, nach Pisa, das Meer sein, und der weite Küstenbogen rings um die Stadt La Spezia muss ihnen zugesagt haben. Ganz besonders offenbar die Bucht von Lerici, am südlichen Rand des großen Halbrunds gelegen. Dem Hang der Epoche zu heroischen Landschaften und Schauerszenarien entsprach der Flecken geradezu ideal mit der thronenden Burg im Hauptort, dicht bewachsenen Hügeln, einem Haufen Fischerhäuser am anderen Ende. Dort, in San Terenzo, ließen sich die Shelleys nieder in einem „lonely house“, wie Percy in einem Brief frohlockte, isoliert von der Außenwelt, nur über das Wasser erreichbar. Eine schicksalhafte Wahl.

Wer heute das Domizil besichtigt, kann die ausgesetzte Lage der Casa Magni nur erahnen. Längst führt eine Straße über das aufgeschüttete Ufer. Damals schlugen die Wellen bis zur Terrasse. „The sea at our feet“, schrieb Mary Shelley, „its murmurs or its roaring for ever in our ears“, das Murmeln und Rauschen der See zu ihren Füßen. Wie die 24-Jährige auf eben diesem Balkon ausspäht nach dem Boot ihres Mannes, der Ariel, die nie mehr zurückkehren wird nach dem Untergang in einem schweren Sommergewitter: Dieses Bild der vergeblich Wartenden, der regelrechte Sog dieser Vorstellung fesselt bis heute die Besucher beim Anblick des weiß gestrichenen Hauses. Eine kleine Tafel erinnert an die prominenten Mieter und das jähe Ende des 29 Jahre jungen Dichters. Shelley war mit seinem Mitbewohner Ned Williams und einem Schiffsjungen am 8. Juli 1822 in Livorno mit der Ariel aufgebrochen zur Rückfahrt in das 80 Kilometer entfernte Lerici – trotz eindringlicher Warnungen vor einem heraufziehenden Sturm. Nachdem das Boot nicht eintraf, blieb Mary Shelley tagelang ohne Gewissheit über den Ausgang der Reise. Erst am 18. Juli erfuhr sie, dass die Leichen von zwei Männern an der toskanischen Küste angeschwemmt worden waren. Die Umstände des Unfalls näh-

„Shelleys Begräbnis“ von Louis Édouard Fournier, 1889



Lerici





ten natürlich den Mythos vom Ausnahmedichter, als den die literarische Welt Percy Bysshe Shelley schon vor seinem frühen Tod verehrt hatte. Ausgerechnet er, der schwärmerische Naturpoet, stirbt weit draußen auf dem Meer, umbraust von Sturm und Wellen. Man findet ein Buch mit Versen von Keats, ebenfalls jung dahingerafft, in seiner Westentasche. Schließlich die an die Antike angelehnte rituelle Verbrennung seines Leichnams am Strand von Viareggio, gemeinsam mit den sterblichen Überresten von Edward Williams. Mary Shelley schrieb 1824 in einer postumen Veröffentlichung seiner Gedichte, ihr Mann sei in den zwei Sommermonaten an der Riviera so glücklich gewesen wie nie zuvor.

In Briefen des Ehepaars erscheint die Zeit in San Terenzo eher als Wechselbad zwischen Euphorie und Düsterei. Shelley fährt nach der sehnlich erwarteten Ankunft seines Bootes begeistert aus zu Segeltouren unter Sternen, ohne sich um die offenbar riskante Bauweise des „little schooner“ zu sorgen. Mehrere Zeitgenossen berichteten, die Ariel habe im Verhältnis zu Länge und Gewicht viel zu große Segel besessen und sei leicht außer Kontrolle geraten. Oft ist bei den nächtlichen Ausflügen die attraktive Hausgenossin Jane Williams mit an Bord, die der Schriftsteller in freimütigen Liebesgedichten umwirbt: „Holdeste und beste Maid,/schöner als dies schöne Heut“, heißt es in *Einladung*. In einem anderen Poem klingt die Huldigung recht konkret. „Tages Schwester, strahlenreiche, / Auf! Hinaus mit mir entweiche!“

Produktive Tage in Hochstimmung wechseln sich ab mit tiefer Niedergeschlagenheit, immer wieder plagen den Dichter Halluzinationen und Alpträume. Seine Ehefrau Mary, verständlicherweise eifersüchtig und nur vorübergehend getröstet von einer „über alle Maßen schönen“ Landschaft, wirkt oft verzagt in ihren Nachrichten aus Lerici an Freunde und Angehörige. Sie ist bedrückt über die Enge des Quartiers, die Mühsal des Haushalts mit Salzwasserlachen und Sandspuren in jedem Zimmer. Über die unausgesprochene Konkurrenz zwischen ihrem Mann und Lord Byron. Vor allem aber setzen Schmerz und Trauer über ihre erlittene Fehlgeburt der jungen Frau zu. Im August 1822 rekapituliert sie die Wochen vor dem Tod ihres Mannes, und es erscheint ihr im Rückblick, als habe von Anfang an ein Schatten über der Zeit in San Terenzo gelegen:



Links: Mary und Percy Shelley auf einem Gemälde von William Frith, 1877

Rechts: Die Casa Magni, direkt am Meer, um 1880

„Unser einsames Haus, die Schönheit und doch Fremdheit der Umgebung, Shelleys Entzücken über all das – seine Gesundheit und Stimmung waren nie besser. Mir ging es nicht gut, weder meinem Körper noch dem Geist. Meine Nerven waren auf das äußerste gespannt, und eine Ahnung von Unglück legte sich über mein Gemüt (...) Frieden fand ich nur an Bord des unseligen Bootes, wenn ich mich niederlegte, mein Kopf auf seinem Knie, die Augen schloss und nur den Wind spürte und unsere geschwinde Fahrt.“

Am bitteren Ende wird Mary Shelley in der *Casa Magni* ausgerechnet mit der Rivalin Jane auf der fünfbogigen Terrasse stehen und mit Blicken den Horizont absuchen nach dem heimkehrenden Schiff. Seinen letzten Brief, verfasst am 4. Juli in Pisa, hatte ihr Mann unterschrieben mit „Für immer, liebste Mary, Dein liebevoller S.“ Zwei Jahrhunderte nach der Katastrophe lesen heute die ligurischen Schulkinder Percy B.Shelleys hymnisches Gedicht *Lines Written in the Bay of Lerici*: Seine Hommage an den Blick auf die Bucht in einer Sommernacht, wenn eine Brise vom Land Kühle bringt und den „Duft schlafender Blüten“. Das erste Hotel am Platz heißt Hotel Shelley&delle Palme, und sogar eine Bar ist in Lerici nach dem Dichter benannt.

Das unberührte Naturidyll der Shelleys begann sich bald der Außenwelt zu öffnen. Wenige Jahrzehnte später musste es Besuchern der Gegend vorkommen, als stammten die Schilderungen der romantischen Einsiedler aus einer weit zurückliegenden Epoche. Und die Besucher kamen, in großer Zahl. Um die Jahrhundertmitte entstanden die ersten Hotels an den West- und Ostufern der Riviera – in beiden Fällen gab Literatur den Anstoß. Auf der einen Seite die Ponente mit Südlage und weiten Sandstränden: 1855 hatte der Roman *Doctor Antonio* des anglophilen Genuesen Giovanni Ruffini die britische Klientel für den kräftig beworbe-



nen Schauplatz Bordighera entflammt. Jedes Jahr ließen sich mehr wohlhabende Engländer dort Ferienvillen bauen oder stiegen in den neuen Hotels ab. Die schlummernde Levante hingegen, „Küste der Verschweigung“ nannte sie Franz Werfel, zog Individualisten an, auf der Suche nach exklusiveren Eindrücken – und dem Genius Shelleys. Literarische Wallfahrten zur Casa Magni haben früh einen kulturell eingefärbten Levante-Tourismus befördert.

Henry James kam in den späten 1870er Jahren nach Lerici, einen „klassischen Ort für jeden englischen Reisenden“, wie der gebürtige New Yorker befand. James lebte mittlerweile im Vereinigten Königreich, und Shelley Haus muss auf den Schriftsteller wie ein Heiligtum gewirkt haben. In seinem schönen Buch *Italian Hours* bezeichnet er die Fahrt zum letzten Wohnort des bewunderten Dichters als „sentimentale Pilgerreise“: Eine halbe Stunde habe er alleine auf der fatalen Terrasse verbracht in Gedanken an dessen tragischen Tod. In die Vergangenheit versunken, mochte der elegisch gestimmte James die Gegenwart nicht mehr leiden. Wenn andere Touristen seine Wege kreuzten, bedrückte ihn die unfreiwillige Gesellschaft. In La Spezia fremdelte er als Gast eines jüngst eröffneten Luxus-hotels: Der Exilant aus der Neuen Welt fand das Haus trauriger als die Tristesse gesichtsloser Bauten im Far West. Wo ist nur, fragte er melancholisch, das alte, ursprüngliche Arkadien geblieben? Scharfzüngig seine Bemerkung zu Byron, der, ganz genialischer Kraftprotz und wie ein Widerpart zum sensiblen Shelley, den Golfo della Spezia durchschwommen haben soll. Eine Tafel im kleinen Ort Portovenere, die noch heute dort hängt, verkündete dem Besucher, hier habe sich der Lord den Meereswellen „gestellt“. Henry James' trockener Kommentar: „Er stellte sich immer irgendetwas.“

Es ist gut möglich, dass auch Richard Wagner im September 1853 eine Aufwartung an den Wirkungsstätten der großen Romantiker plante. Allerdings endete sein Abstecher von Genua unvorhergesehen abrupt. „Infolge des unvorsichtigen Genusses von Gefrorenem“ saß der Komponist mit Diarrhoe und Kopfschmerz in La Spezia fest. Über jede Einzelheit seines Zustands setzt er Ehefrau Cosima in einem „Jammerbrief“ aus der Hafenstadt ins Bild. Seine „Stimmung ward immer weichlicher“, es missfalle ihm der Gasthof „in einer geräuschvollen Gasse“, man bekomme nur mit Mühe frisches Wasser, und nicht einmal die Landschaft, „herrlich und schön“, könne ihn trösten. Wagner kündigt entmutigt an, seine Reisepläne Richtung Nizza und Paris kurzerhand zu verwerfen und schließt: „Dein sehr



„Villa am Meer“ von Arnold Böcklin, 1878

schwermüthiger Richard.“ Seine Autobiographie stellt den Spezia-Vorfall dann etwas anders dar. In *Mein Leben* hat Wagner die klägliche Episode veredelt – zum umwölkten Zustand samt schöpferischer Eingebung höchster Güte:

„Mit der Empfindung, als ob die Wogen jetzt hoch über mich dahinbrausten, erwachte ich in jähem Schrecken aus meinem Halbschlaf. Sogleich erkannte ich, dass das Orchester-Vorspiel zum ‚Rheingold‘, wie ich es in mir herumtrug, doch aber nicht genau hatte finden können, mir aufgegangen war“.

Der Dichtergolf inspirierte viele, und sei es nur für ein paar flüchtige Zeilen, eine Zeichnung. Das Bild vom Wettstreit der Wassermusen, der weinenden Shelleys in Lerici und der kecken Byrons vis à vis in Portovenere, ersann der italienische Abenteuerschriftsteller Jack La Bolina, ein leidenschaftlicher Segler. Bürgerlich hieß er Vittorio Vecchi, durchkreuzte mit Vorliebe die Gewässer der Riviera und schrieb Kinderbücher über die Magie der Seefahrt. Seine Töchter Lucia und Elena sind auf mehreren zeitgenössischen Gemälden verewigt als Belle Epoque-Schönheiten mit Wespentaille. Der Schweizer Maler Arnold Böcklin wohnte 1892 und 1893 über Monate in San Terenzo, um sich von den Folgen eines Schlaganfalls zu kurieren. Er liebte die Einkehr und den Wein in einer rauchigen Fischertaverne Richtung Lerici. In der kleinen Farbskizze *Villa am Meer* hatte Böcklin das Haus entworfen, von dem er damals träumte für seine letzten Lebensjahre – die Wellen direkt vor der Tür wie einst beim Quartier der Shelleys. Seine besorgte Gattin Angela Pascucci und sein Sohn, ein Architekt, hätten ihm das Vorhaben ausgere-det, heißt es.

Virginia Woolf schließlich wandelte auf Henry James' Pfaden des „sentimental tourist“, der emotionalen Spurensuche: Auch die Schriftstellerin aus London zog es natürlich an die letzte Wirkungsstätte von Percy B. Shelley. Zwar mietete sie sich im Mai 1933 mit ihrem Mann nur für wenige Tage in direkter Nachbarschaft des berühmten weißen Hauses ein. Doch verfolgten sie die Eindrücke aus der „windigen kleinen Stadt“ San Terenzo über Wochen. In mehreren Tagebucheinträgen und Briefen kommt Virginia Woolf immer wieder auf den Aufenthalt zu sprechen, der sie tief bewegt haben muss. Es scheint, als habe sie ihn als unmittelbare, fast übersinnliche Begegnung mit der Vergangenheit empfunden. Sie sieht Shelley vor sich beim Bad im Meer oder am Strand sitzend. Stellt sich die beiden Frauen vor, arglos, beim „Kaffee auf der Terrasse“. Sie imaginiert Marys Ungewissheit nach dem Unglück, ihre Tag für Tag wachsende Angst. „Mrs. Shelley und Jane Williams gingen wartend auf dem Balkon des Hauses nebenan auf und ab, während Shelleys Leiche zwischen Perlen wirbelte“, schreibt sie am 18. Mai bei geöffnetem Hotelfenster an ihre Freundin Ethel Smyth. Die extrem ans Wasser herangerückte Casa Magni, wie ein Raum zwischen Diesseits und Ewigkeit, erscheint ihr die passende Behausung für einen „großen Mann“. Insgesamt gewinnt man den Eindruck, als hätten die letzten Wochen des bewunderten Dichters, sein plötzliches Ende in den Augen von Virginia Woolf etwas in sich Stimmiges, fast Friedvolles. „Es ist der beste Ort für ein Totenbett, den ich je sah“, fährt die 51-Jährige fort in ihrem ele-

gischen Brief aus San Terenzo. Er schließt mit einem Abstecher in die Gegenwart: „Ich mag das faschistische Italien überhaupt nicht – aber pst! – da ist ein Schwarzhemd unter dem Fenster – deshalb genug. Addio, V.“ Die literarische Wallfahrt nach Lerici versöhnte Virginia Woolf offenbar mit der Riviera, deren Villenkolonien und Palmenpromenaden ihr ansonsten artifiziell vorkamen.

Tatsächlich gab es einen, der das Naturideal der Romantiker konsequenter lebte als die Reichen, die hinter hohen Zäunen mediterrane Gärten hegten: David Herbert Lawrence mit seiner Gefährtin Frieda von Richthofen. Der englische Schriftsteller wohnte ab Herbst 1913 für ein dreiviertel Jahr in einem Haus in Fiascherino, in wilder Ehe mit der Frau seines früheren Professors – eine skandalträchtige Konstellation, die ihren Aufenthalt im katholischen Italien aber nicht unmöglich machte. Im Juli 1914 heiratete D.H. Lawrence die sechs Jahre ältere Frieda in London, doch an die Riviera kamen sie noch als Liebespaar auf der Flucht vor Konventionen. Mit Briefen aus dem Süden an Freunde und Kollegen meldete sich der gesundheitlich labile Lawrence zunächst aus dem Albergo delle Palme in Lerici „Shelley's place“, und sandte später die Nachricht vom Umzug in ein unweit gelegenes rosa Fischerhaus. Dort verbrachten der Autor von *Lady Chatterleys Liebhaber* und die freigeistige Frieda unbeschwerte Wochen, jedenfalls fällt in seinen Schilderungen kaum je ein Schatten auf die Idylle. Das Klima hat dem Lungenkranken wohl zusätzlich Linderung verschafft, und Lawrence erweist sich als leidenschaftlicher und genauer Naturbeobachter.

Das kleine *Villino* inmitten von Weinstöcken und Olivenbäumen, blühende Narzissen und Pfirsichbäume, schnarrende Zikaden, der Duft von Feigen: Den Adressaten daheim in England muss das Refugium der Aussteiger wie ein unwirkliches Märchenland vorgekommen sein. Ende September 1913 berichtet Lawrence seinem Herausgeber Edward Garnett: „Die gelben Krokusse blühen jetzt, die wilden. Das Mittelmeer brandet sanft und schön mit nur ein bisschen Weiß gegen die Felsen. Die Trauben sind reif. Sie müssen uns besuchen (...). Stellen Sie sich vor: wir können abends um den offenen Kamin in der Küche sitzen und Olivenholz brennen und die See rauschen hören.“

Die Meldung vom April 1914 nach Hause in den Londoner Regen: „Birnbütenflaum schäumt zwischen den Ölbäumen“. Nicht allein solche Notizen müssen im Freundeskreis aus Künstlern, Literaten und Exzentrikern begeistert aufgenommen worden sein. Das ligurische Naturparadies der Entflohenen schloss ja auch das Ideal von der absoluten Freiheit ein. David Herbert und Frieda benahmen sich

nicht annähernd wie ihre piekfeinen Landsleute in ihren Villen und durchorganisierten Grandhotels. Sie freundeten sich lieber mit einem in der Nähe lebenden Bauernpaar an, picknickten gemeinsam in den Bergen, aßen mit den Händen am Strand und tanzten spätabends weinselig am Ufer. Zu einer Landhochzeit wird der Schriftsteller als Trauzeuge geladen. „Die Braut – in weißer Seide und Orangenblüten – muss auf entsetzlichen Wegen drei Stunden hin und zurück kraxeln (...) Wir wurden eingeladen. Aber es ist ziemlich traurig, er ist gar nicht sehr scharf auf sie“, heißt es in einem Brief an die Autorin Lady Cynthia Asquith, den Lawrence in einer „wunderbar funkelnden Sternennacht, mit einem Glühwürmchen vor dem Haus“ verfasst. Nur einmal gibt es Verdross – „Ich verabscheue die Italiener“: Als Frieda Musik zu machen wünscht, stellen sich die Einheimischen quer bei der Aussicht auf den schweißtreibenden Klaviertransport ins lauschtige Engländer-Nest. Lawrence flucht nach der Begegnung mit einem Trupp apathischer Träger in La Spezia. „Nun muss ich morgen wieder hin und ein Regiment von *facchini* bezahlen, damit sie mir das verdammte Klavier herbringen.“ Zu guter Letzt wird das Piano tatsächlich per Dampfschiff nach Lerici geschafft und von dort hübsch langsam in die kleine Bucht gerudert.

„It is all wonderful and sunny and beautiful“, schreibt D.H.Lawrence, jedes Wort wie ein Seufzer, am 22. Februar 1914 aus dem rosa Fischerhaus in einem seiner anrührend begeisterten, warmherzigen, oft sarkastischen und unglaublich witzigen Briefe. Es herrscht schon Frühling in Ligurien, alles ist wundervoll, sonnig und schön: Man könnte fast meinen, Lawrence habe geahnt, dass für ihn nicht viele ähnlich glückliche Phasen folgen würden. Mit Frieda zog er ruhelos durch Länder, Kontinente, und er blieb bis zu seinem Tod im Alter von 44 Jahren gesundheitlich angeschlagen. Diese Szene aus dem Golf der Poeten bleibt im Gedächtnis: das Klavier im Sand, gestrandet am gar lieblichen Ufer. Ein Bild wie aus einem surrealen Film, und es könnte kein besseres geben für die Riviera als Ort ewiger Sehnsucht.